Mitteilungen

Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit

Timo Heimerdinger

Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass ‚Dimensionen des Politischen' viel eher Gegenstand als Aufgabe kulturwissenschaftlicher Forschung sind.[1] Ich plädiere hier für ein Wissenschaftsverständnis, das einen kategorialen Unterschied zwischen politischer und wissenschaftlicher Aktivität annimmt und gerade darin ein relevantes Proprium der Forschung erkennt. Das Plädoyer ist in fünf Abschnitte gegliedert und kommentiert dabei jeweils anhand eines Begriffes Aspekte des Verhältnisses von (Geistes)Wissenschaft, Gesellschaft und den Dimensionen des Politischen. Die Stichworte lauten Elfenbeinturm, Third Mission, Werturteilsfreiheit, kritische Wissenschaft und Verantwortung.

Elfenbeinturm

Im Grazer *kuckuck* 2/15 – Themenschwerpunkt *Politiken*– findet sich ein Beitrag *Politisch, Kritisch, Öffentlich. Plädoyer für den Sprung aus dem Elfenbeinturm*, in dem der Autor den Begriff des Elfenbeinturms nicht nur prominent in den Titel setzt, sondern darin auch wie selbstverständlich vom „Alltag des wissenschaftlichen Elfenbeinturms" spricht, in den „Anforderungen und Chancen einer gewandelten Informationsgesellschaft"

1 Bei diesem Text handelt es sich um die erweiterte Fassung eines Redebeitrags auf der Podiumsveranstaltung „Konstruktive Perspektiven: Gesellschaftspolitisches Engagement von Wissenschaft und Kunst in Zeiten der Krise" am Ende der 28. Österreichischen Volkskundetagung „Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft" vom 25. – 28. Mai 2016 in Graz – er reagiert damit auch auf Tagungs- und Podiumseindrücke. Aufgrund der Möglichkeit der vergleichsweise kurzfristigeren Open Access-Publikation erscheint der Beitrag an dieser Stelle.

angeblich nur langsam einsickerten.[2] Von Elfenbeintürmen ist immer wieder die Rede, wenn es um Universitäten oder die Wissenschaften allgemein und ihr Verhältnis zur außeruniversitären Öffentlichkeit geht. Bei Röhrich findet sich der Hinweis, dass der Begriff im 19. Jahrhundert zunächst in der französischen Literatur als Sinnbild für Weltabgewandtheit und abgeschiedener Zurückgezogenheit aufkam und dann eine Pejoration erfahren habe: „Die Redensart besitzt heute meist negative Bedeutung und enthält den Vorwurf, es sich leicht zu machen, indem man sich als Wissenschaftler von brennenden Problemen und der Alltagspolitik zurückhält und egoistische Interessen der Forschung und Kunst vorschützt, statt sich zu engagieren."[3]

Ab Mitte des 20. Jahrhunderts stand der Begriff als Schlagwort für die Reformbedürftigkeit der Universitäten, 1960 stellte der Verband Deutscher Studentenschaften den 6. Deutschen Studententag unter das Motto *Abschied vom Elfenbeinturm*.[4] Seither ist jedoch viel passiert – Studentenbewegung, Bildungsexpansion, Abschied von der Ordinarienherrlichkeit und den muffigen Talaren, zuletzt die Bologna-Reform und die Etablierung vieler verschiedener universitärer Angebote unter dem Begriff ‚lebenslanges Lernen'. Das Wort vom Elfenbeinturm ist jedoch immer noch nicht völlig verschwunden, aktuell wirbt etwa auch die Pressestelle der Universität Trier mit dem Slogan „Raus aus dem Elfenbeinturm".[5] Ich muss ganz ehrlich gestehen: Mir ist unklar, wovon hier eigentlich die Rede ist. In meiner Wahrnehmung gibt es diese Elfenbeintürme schon lange nicht mehr. Sämtliche Universitäten, die ich näher kennenlernen konnte, kommunizieren permanent und intensiv mit unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen. Sie versuchen, die Öffentlichkeit anzusprechen, und bemühen sich auf unterschiedlichen medialen Kanälen um Verständlichkeit und Anschaulichkeit. Die verschiedenen Disziplinen tun dies natürlich in unterschiedlicher Intensität – gerade unser Fach gehört hier sicherlich nicht zu den Schlusslich-

2 Andreas Hackl: Politisch, Kritisch, Öffentlich. Plädoyer für den Sprung aus dem Elfenbeinturm. In: kuckuck. notizen zur alltagskultur. Politiken 2 (15), S. 52–65, hier S. 52.

3 Elfenbeinturm. In: Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg, Basel, Wien 2003, Bd. 1, S. 380.

4 Ulrich Lohmar: Abschied vom Elfenbeinturm? Der VI. Deutsche Studententag in Berlin. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 5, 1960, S. 292–295.

5 https://www.uni-trier.de/fileadmin/organisation/Presse/Newsroom/Service_Pressestelle.pdf (Zugriff: 06.04.2017).

tern. Für meinen Geschmack ist es sogar eher so, dass wir darauf achten müssen, uns vor lauter Tagen der offenen Tür, Nächten der Forschung, Medienanfragen, Kinder- und Seniorenunis etc. nicht in PR-Aktivitäten zu verlieren. Die Zeit der Elfenbeintürme halte ich jedenfalls für längst vorbei und ich wundere mich, warum immer noch und immer wieder davon die Rede ist. Ich halte diese Rede für gefährlich und diffamierend, denn schon allein der Gebrauch dieses Wortes insinuiert, dass es diese Orte weltabgewandter Selbstzufriedenheit und Ignoranz immer noch gebe und hier dringender Handlungsbedarf bestehe.[6] Wir sollten endlich damit aufhören, die Elfenbeintürme immer wieder selbst – zumindest verbal – heraufzubeschwören.

Third Mission

Auch in dem Papier *Third Mission der Universität Wien. Erster Zwischenbericht 2016* wird der Elfenbeinturm mehrfach genannt.[7] Die Universität Wien macht sich hier ein Konzept zu eigen, das seit einigen Jahren zirkuliert und im Kern die Forderung erhebt, die Universitäten müssten und sollten – über ihre bisherigen Leistungen in Forschung und Lehre hinaus – ihre gesellschaftliche Rolle neu definieren, erweitern und damit auch neu rechtfertigen:

„Der Bedarf nach relevanter sozialer und technologischer Innovation ist in Anbetracht der gegenwärtigen rapiden Entwicklung und Veränderung der gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen enorm gestiegen. […] Der Universität als größte soziale, politische und technologische Innovatorin kommt eine wegweisende Aufgabe zu. Neben der Beteiligung am Lösen globaler Probleme werden auch verstärktes regionales Engagement und Kooperation mit Unternehmen gefordert […]. Die wissenschaftliche Community ist vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Vertrags zunehmend angehalten, die Rele-

6 Ein ähnlich diffamierendes Wort – allerdings im Zusammenhang mit der Forderung nach interdisziplinärer Zusammenarbeit – ist das vom "Tellerrand", über den angeblich endlich mal geblickt werden müsse. Auch diese Rede re-etabliert, auch wenn sie gar nicht so gemeint sein sollte, selbst da Tellerränder, wo gar keine sind.

7 Christiane Spiel, Barbara Schober, Veronika Somoza: Third Mission der Universität Wien. Erster Zwischenbericht 2016, http://thirdmission.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/i_thirdmission/Third_Mission_der_Universitaet_Wien_Zwischenbericht2016.pdf (Zugriff: 06.04.2017). „Elfenbeinturm“ auf S. 10, 23, 37 und 42.

vanz ihrer Aktivitäten zu begründen, den Nutzen für die Gesellschaft klar zu machen und ihre finanziellen Bedürfnisse zu rechtfertigen."[8]

Offensichtlich wird hier zwischen relevantem und nützlichem und weniger relevantem bzw. unnützem Wissen unterschieden. Es scheint die Auffassung zu geben, dass die Wissenschaften bisweilen die Tendenz haben, nutzloses Wissen hervorzubringen, und dass sie dies künftig besser unterlassen sollten. Eine Innsbrucker Kollegin aus den Geschichtswissenschaften nennt in diesem Zusammenhang immer das „Mikroklima im Skischuh" als Beispiel für Erkenntnisse, die angeblich niemand braucht. Der Ruf nach einem wissenschaftlichen Beitrag zu aktuellen Problemen klingt in volkskundlichen Ohren sehr vertraut, der entsprechende Halbsatz in der Falkensteiner Resolution, das Fach Volkskunde habe das Ziel, „an der Lösung sozio-kulturaler Probleme mitzuwirken"[9] klingt weiter nach und hat vielfältige Aktualisierungen erfahren, so etwa in Köstlins kritischer Gegenwartsdiagnose aus dem Jahr 1995: „Wir reiben uns immer weniger an der ersten Wirklichkeit, an Arbeitslosigkeit, Ungerechtigkeit, Wohnungsnot etc. Statt dessen traktieren wir lustvoll kleine, hochsymbolisch verpuppte Partien."[10]

Impliziert ist hier eine Hierarchisierung von Forschungsthemen entlang der Aspekte der Bezugnahme auf sozioökonomische Probleme und der potenziellen Mitwirkung an deren Lösung, mithin ihrer Nützlichkeit. Grundsätzlich gilt jedoch: Wissenschaft ist Erkenntnis um der Erkenntnis willen. Ist die Forderung nach Nützlichkeit daher also überhaupt legitim? Doch selbst wenn man sich auf Forderung nach Nützlichkeit einlässt, so bleibt die Frage, ob scheinbar nutzloses Wissen dies wirklich ist. Auch aus zunächst zweckfreier Forschung kann Nützliches entstehen, und laut dem deutschen Wissenschaftsrat kann gerade die zweckfreie Wissenschaft, die keine spätere wirtschaftliche oder gesellschaftliche Verwendbarkeit zu antizipieren versucht, ihr Potential am besten entfalten.[11] Ich halte die Forderung nach einer Third Mission aus

8 Ebd., S. 9.

9 Vgl. Wolfgang Brückner (Hg.): Falkensteiner Protokolle. Frankfurt a. M. 1971, S. 303.

10 Konrad Köstlin: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 47–64, hier S. 60.

11 Vgl. Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland 2006, S. 13, http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7068-06.pdf (Zugriff: 06.04.2017); Julian Nida-Rümelin: Humanismus als Leitkultur. Münster 2006, S. 61. Für diesen Hinweis danke ich Marion Näser-Lather.

zwei Gründen für hochproblematisch und lehne sie ab. Erstens weil ich denke, dass die Universitäten jetzt schon in Forschung und Lehre genau das gesellschaftlich beitragen, was sie am besten können: Sie unterrichten z. B. tagtäglich tausende Studierende, die dann – mit oder ohne Abschluss – die Institution verlassen und in allen möglichen gesellschaftlichen Bereichen tätig werden und das Erlernte in der ein oder anderen Form zur Anwendung bringen. Das ist schon sehr viel. Die Forderung nach einer so genannten Third Mission kommt mir ähnlich schräg vor, als fordere man von einer einzelnen Schule, sie möge über den Unterricht von Kindern hinaus endlich überlegen, was sie der Gesellschaft, die sie schließlich finanziere, eigentlich bringe und darüber hinaus einmal darlegen, worin ihr Nutzen und Mehrwert bestehe. Zweitens ist aus grundsätzlichen Erwägungen eine a priori-Unterscheidung in wichtiges und unwichtiges Wissen, nützliche und unnütze Erkenntnisse hochproblematisch. Jede Form der inhaltlichen Vorfestlegung ist in Bezug auf wissenschaftliche Arbeit kontraproduktiv.

Werturteilsfreiheit

Ich plädiere für das klassische Ideal der Werturteilsfreiheit in der kulturwissenschaftlichen Arbeit, durchaus im Sinne Max Webers.[12] Ich betone dabei: als Ideal, als ein wohl nie vollständig zu erreichendes aber doch immer anzustrebendes Ideal – das ist entscheidend. Ein moralisches a priori würde zu Blickverengungen und Befangenheiten führen. Deshalb also für Werturteilsfreiheit als Ideal, für Ergebnisoffenheit in der Forschung und für einen „kühlen Kopf".[13] Nun ist mir natürlich auch bewusst, dass Weber für seine Forderung nach Trennung von Seins- und Sollens-Aussagen vielfach kritisiert wurde und dass diverse Debatten der letzten Jahrzehnte die Unmöglichkeit einer völlig neutralen

12 Vgl. Werturteilsfreiheit. In: Karl-Heinz Hillmann (Hg.): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1994, S. 931–932.

13 Max Weber: Der Sinn der „Wertfreiheit" der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften (1917), S. 475–526, hier, S. 526 und Ders.: Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, S. 146–214 in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1951 [EA 1922].

Beobachterposition gezeigt haben.[14] Ich weiß, dass ich als Forscherpersönlichkeit immer unweigerlich positioniert und in meinen Themen, Ansätzen und Argumentationen enthalten bin, es objektive Erkenntnis daher nicht gibt und niemals vollständig geben kann. Aber ich denke nicht, dass es sinnvoll ist, ob dieser Einsicht in die unabänderliche subjektive Verwickeltheit gleich das Ideal der Werturteilsfreiheit als solches über Bord zu werfen und sich gewissermaßen hemmungslos moralischen oder wertenden Positionierungen hinzugeben. Ich plädiere im Gegenteil für den unablässigen Versuch, sich einer politischen oder moralischen Positionierung nach Möglichkeit zu enthalten oder zumindest intellektuell entgegenzustemmen – eine Aufgabe, die permanenter Anstrengung und Reflexion bedarf.

Kritische Wissenschaft

Dies ist weder ein Plädoyer für positivistisch-affirmative Forschung, noch übersieht dieses Argument, dass wirklich freie Wissenschaft einerseits ihre Grenze in den geltenden Gesetzen und den Menschenrechten findet und andererseits natürlich bestimmter politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen bedarf, derer wir uns hierzulande glücklich schätzen dürfen und die selbstverständlich auch unter den Bedingungen des Bemühens um Werturteilsfreiheit nicht verhandelbar sind. Hierüber gilt es immer kritisch zu wachen, so wie Wissenschaft an sich untrennbar mit dem Anspruch kritischer Rationalität verbunden ist. Umso mehr wundert mich, welche Verwendung der Begriff der „kritischen Wissenschaft" häufig findet und gefunden hat: nämlich als eigens hervorzuhebendes Merkmal der Selbstcharakterisierung.[15] Betont wird dabei wiederholt und ostentativ, „kritische Wissenschaft" zu betreiben oder betreiben zu wollen. Ich frage mich dann immer, was dies eigentlich genau bedeutet.

14 Utz Jeggle diskutierte diese Frage in Kombination mit fachpolitischen Auseinandersetzungen bereits 1970: Wertbedingungen der Volkskunde. In: Ders., Klaus Geiger, Gottfried Korff (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, S. 11–36.

15 Dies war etwa gehäuft in den Abstracts (vgl. https://das-politische-2016.uni-graz.at/de/programm/abstracts/ (Zugriff: 06.04.2017)), Vorträgen und Redebeiträgen auf der Grazer Tagung zu beobachten, die den Anlass für diesen Text bot: Immer wieder wurde betont, man betreibe „kritische xy-Forschung".

Wenn wir Kritikfähigkeit als eine Grundfunktion der denkenden Vernunft betrachten, als Prinzip der reflektierten Organisation unseres Argumentierens, als beständiges Hinterfragen und Analysieren sowohl unserer Gegenstände als auch der Formen und Voraussetzungen unserer Arbeit als Wissenschaftler*innen, dann betreiben wir natürlich kritische Wissenschaft, welche denn sonst? In dieser Hinsicht klingt „kritische Wissenschaft" tautologisch. Zumindest stelle ich mir dann die Frage, welche Wissenschaft denn damit – gewissermaßen im diskursiven Hintergrund – als unkritisch adressiert wird, wenn betont wird, dass die eigenen Arbeit als kritische zu betrachten sei. Denn dass in der Wissenschaft kritische Rationalität sowohl auf die Gegenstände als auch das eigene Tun zu richten ist – das ist eine Selbstverständlichkeit, die eigentlich keiner gesonderten Betonung bedarf.

Wenn mit kritische Wissenschaft jedoch ein Arbeiten im engeren Sinne der *kritischen Theorie* der Frankfurter Schule gemeint sein sollte, dann stellen sich andere Fragen. Zum einen jene, ob der Befund einer drohenden „total verwalteten Welt"[16] heute tatsächlich noch in derselben Weise zutreffend ist und ob die Fundamentalkritik an den Herrschafts- und Unterdrückungsmechanismen der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft genau das ist, was uns heute hauptsächlich beschäftigen muss. Zum anderen jedoch, und das halte ich für noch viel wichtiger, scheint mir in diesem Kontext das Verhältnis von persönlicher Empörung und wissenschaftlicher Analyse nur unzureichend geklärt.

Selbst wenn es wie ein Gemeinplatz klingen mag: Die Ungerechtigkeit der Welt ist fraglos ein Skandalon und eine sich als gesellschaftsbezüglich verstehende Geisteswissenschaft hat auch ideologiekritisch zu arbeiten, hat Machtstrukturen zu analysieren und die impliziten Mechanismen von Ein- und Ausgrenzung zu untersuchen und sichtbar zu machen. Aber ich halte es für fatal, das Moment der Empörung bzw. der moralischen Bewertung und die Analyse nicht möglichst sorgfältig voneinander zu trennen. In meinem Wissenschaftsverständnis kann – oder meinetwegen sogar: sollte! – die Empörung am Anfang und am Ende

16 Theodor W. Adorno 1969 in einem Brief an Herbert Marcuse, zit. nach Gerd Koenen: Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977. Köln 2001, S. 35; vgl. auch Michael Greven: Kritische Theorie und historische Politik. Theoriegeschichtliche Beiträge zur gegenwärtigen Gesellschaft. Opladen 1994, S. 180–181.

der Arbeit stehen, der Raum dazwischen gehört jedoch dem analytischen Hauptteil, wo sie nichts zu suchen hat. Hier ist vielmehr Distanz, Unvoreingenommenheit, Ergebnisoffenheit und wenn man so will: analytische Coolness gefragt. Hier geht es darum, nicht zu bemitleiden, auszulachen oder zu verabscheuen, sondern zu verstehen[17], bzw. darum, z. B. einen Streit nicht zu schlichten, sondern zu erfahren, „wie er funktioniert, was ihn am Laufen hält"[18].

Wie also ist das Wort *kritisch* zu verstehen? Wenn es bedeutet, vorab eine politische Haltung als moralische Positionierung in der wissenschaftlichen Arbeit einzunehmen, dann verwahre ich mich dagegen. Wenn es jedoch bedeutet, offen und wach für das Unerwartete zu sein, das nicht Wohlfeile, nicht Naheliegende erkennen zu können, dann plädiere ich sehr für eine kritische Forschung. Hier könnte dann das Proprium der Wissenschaft im Zusammenspiel verschiedener gesellschaftlicher Kräfte und Institutionen liegen. Das Immer-schon-vorher-wissen-was-gut-und-böse-ist sollten wir anderen überlassen. Denn bei Auschwitz sind wir uns wohl schnell einig. Aber wie ist es beim Bau einer Straße, einer Flugreise, dem Verzehr von Südfrüchten oder der Erhöhung der Mehrwertsteuer?

Verantwortung

Abschließend möchte ich noch kurz auf den Begriff der Verantwortung eingehen, der ebenfalls im Zusammenhang mit Fragen des Gesellschaftsbezugs oft auftaucht. Immer wieder wird die als Forderung gemeinte Behauptung aufgestellt, die Wissenschaften und Universitäten hätten eine „gesellschaftliche Verantwortung". Das sagt sich leicht dahin und scheint auch schnell konsensfähig zu sein. Verantwortung klingt gut, wer wollte nicht Verantwortung und Verantwortlichkeit – im Sinne eines Gegenkonzepts zu Gleichgültigkeit – einfordern? Aber was ist damit eigentlich gemeint? Die Haftbarkeit für etwaige Weiter- und

17 Bourdieu in Anlehnung an Spinoza, in: Pierre Bourdieu u. a.: Das Elend der Welt. Konstanz 1997, S. 13.

18 Stefan Hirschauer mit Bezug auf Heinz Messmer, vgl. Stefan Hirschauer: Die Exotisierung des Eigenen. Kultursoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden 2010, S. 207–225, hier S. 211.

Andersverwendungen der gewonnenen Erkenntnisse? Oder etwa die Forderung nach einer Art kulturwissenschaftlicher Folgenabschätzung im Sinne von – noch ein neuer Begriff – „Responsible Science“[19]? Unter diesem Begriff firmiert eine aktuelle, auf EU-Ebene gestartete und sicherlich eigentlich gut gemeinte Initiative, die darauf zielt, künftig die Vergabe bestimmter Forschungsfördermittel an das nachweisliche gesellschaftliche Problemlösungspotenzial der Vorhaben zu knüpfen.

Ich habe Zweifel daran, ob diese Rede von Verantwortung sinnvoll ist und tatsächlich ernst gemeint sein kann. Zunächst einmal stellt sich ein ähnlicher Effekt ein wie bei der Verwendung des Wortes kritisch: Wer von verantwortlicher Wissenschaft spricht, impliziert damit unweigerlich, dass es auch unverantwortliche Wissenschaft gebe. Auch hierzu würde ich gerne Genaueres erfahren: Wer oder was ist damit – speziell im Feld der Geistes- und Kulturwissenschaften – konkret gemeint? Grundsätzlich gilt, dass jede Form des Wissens oder der Erkenntnis ganz unterschiedliche Verwendungen finden kann. Ein Messer kann ebenso in die Hand eines Kochs gelangen wie in die Hand eines Mörders. Der Kulturbegriff kann als heuristische Kategorie viele Erkenntnismöglichkeiten eröffnen, im Munde des Demagogen kann er aber auch für Hetze, Ausgrenzung und Diffamierung eingesetzt werden. Sollten wir allein deshalb keine Messer mehr herstellen oder nicht mehr über Kultur sprechen und nachdenken? Ich hielte dies für sinnlos, dumm und falsch.

Was also heißt Verantwortung in der Wissenschaft? Ich denke unsere Hauptverantwortung liegt darin, sorgfältig, transparent und integer zu arbeiten und im Diskurs kritik- und dialogfähig zu bleiben. Sie liegt darin, unsere Arbeits- und Denkweise beständig zu reflektieren und offenzulegen. Und schließlich ist Wissenschaft – so anachronistisch dies in manchen Ohren auch klingen mag – primär der Wahrheitssuche bzw. dem Streben nach intersubjektiv überprüfbarem Erkenntnisgewinn verpflichtet. Im akademischen Versprechen der Universität Kiel etwa wird diese Ernsthaftigkeit der wissenschaftlichen Arbeit in dem Grund-

19 http://www.responsiblescience.at/ (Zugriff: 06.04.2017). Gegenwärtig gibt es in Österreich im Zusammenspiel von ministerieller Ebene und Österreichischer Akademie der Wissenschaften Bemühungen, die Erhebung dieses Kriteriums zu operationalisieren. Im Windschatten des Verantwortungsbegriffs soll hier also nach Vorstellung des Ministeriums die Relevanzfrage in Bezug auf Forschung technokratisiert werden – ein abgründiges Unterfangen, das ebenfalls dem Verwertbarkeits- und Nützlichkeitsdenken Vorschub leistet.

satz formuliert, „nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu suchen und zu bekennen".[20] Ich plädiere für die Aufrechterhaltung dieses Anspruchs und der Idee von Wahrheitssuche in der Wissenschaft. Selbst wenn diese Wahrheit notwendigerweise immer partikular, perspektivisch und historisch dimensioniert bleibt. Und auch selbst dann, wenn die gewonnenen Erkenntnisse uns persönlich politisch ungelegen kommen sollten. Auch dann müssen sie artikuliert werden können, denn es gilt ein Primat der Redlichkeit vor der politischen Erwünschtheit. Und es gilt ein „Vetorecht der Quellen"[21]. Andernfalls machen wir uns zu Steigbügelhaltern des Postfaktizismus und wären dadurch in einer Dimension politisch wirksam, die uns keinesfalls recht sein dürfte.[22]

20 https://www.uni-kiel.de/aktuell/pm/2011/2011-091-fakultaetsfeier-philosophie.shtml (Zugriff: 06.04.2017).

21 Stefan Jordan: Vetorecht der Quellen, In: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.02.2010, https://docupedia.de/zg/Vetorecht_der_Quellen (Zugriff: 06.04.2017). Ich danke Niels Grüne für diesen Hinweis!

22 Zur Notwendigkeit, in Zeiten postfaktischer Umtriebe am Konzept und wissenschaftlichen Ideal der Suche nach verlässlichem und überprüfbarem Wissen festzuhalten vgl. jüngst auch u. a. die Beiträge von Peter Weingart und Petra Kolmer in: Wahrheit. Aus Politik und Zeitgeschichte. Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung 13 (67), 2017, http://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/245227/wahrheit (Zugriff: Zugriff: 06.04.2017).

„Ihr Album unter der Lupe“ – Fotoalben als Nach-Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg

Konzept und Genese einer Ausstellung zum alternativen Sprechen über private Fotoalben aus der NS-Zeit

Herbert Justnik und Anne Wanner

Von 2. Februar bis 30. April 2017 zeigte das Volkskundemuseum Wien die von Herbert Justnik und Anne Wanner konzipierte und umgesetzte Ausstellung *„Ihr Album unter der Lupe“ – Fotoalben als Nach-Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg*, in der Fotoalben, Feldpostbriefe und weitere materielle Zeugnisse von acht ehemaligen Wehrmachtssoldaten und SS-Angehörigen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs sowie ergänzende Dokumente aus späterer Zeit zu sehen waren. Dazu gab es Audiostationen mit O-Ton-Kommentaren der Nachkommen dieser ehemaligen Wehrmachtssoldaten und Inhaber ihrer Hinterlassenschaften. Entstanden sind diese Interviewausschnitte in einem bewusst offen gehaltenen Gesprächsformat zwischen Erb*innen und den Kurator*innen der Fotosammlung des Museums. Diese Gespräche drehten sich um die Materialien und den Zugang der Nachfahr*innen zu der mit diesen Objekten verknüpften Problematik der andauernden, oft quälenden Präsenz des Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Im Fokus standen also nicht die Biographien, Taten und Erlebnisse der Kriegsteilnehmer selbst, sondern die davon im Familiengedächtnis erhalten gebliebenen Erinnerungen. Ziel des Projekts war es, eine neue Form der Auseinandersetzung mit und des Nachdenkens über die manchmal belastenden Zeugnisse anzustoßen – wobei in der Konzeptualisierung der Begriff der „Nach-Erinnerung“ („postmemory“) adaptiert wurde, wie er von

der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Marianne Hirsch zur Beschreibung des Fortlebens traumatischer Ereignisse und Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden in deren Nachfahren geprägt worden ist.[1]

Ein neues Sprechen über das nationalsozialistische Familienerbe

„Fotoalben aus Privatbesitz gesucht!" – diesen Aufruf startete das Volkskundemuseum Wien im Oktober 2016 im Rahmen der Ausstellung *Fremde im Visier – Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg*[2], die von 13. Oktober bis 19. Februar im Museum gezeigt wurde. Die Ausstellung präsentierte Fotoalben ehemaliger Wehrmachtsoldaten, die teils aus Museen, teils aus Privatbesitz stammten und den Blick der Soldaten auf Menschen, Landschaften und Kulturdenkmale in den besetzten Ländern während des Zweiten Weltkriegs dokumentieren. Der Aufruf im Zuge des Rahmenprogramms richtete sich nun an alle jene, die heute noch private Kriegsfotos ihrer Väter, Onkel, Großväter oder auch weiblicher Verwandter besitzen – mit dem Ziel, mit den Nachkommen ins Gespräch zu kommen und über diese materialisierten Kriegserinnerungen zu reflektieren. Die Resonanz war überwältigend: Mehr als fünfzig Personen, die noch Fotos, Feldpostbriefe und andere einschlägige Objekte aufbewahren, haben sich gemeldet, und im Zeitraum von Anfang November bis Ende Dezember kamen schließlich etwa zwanzig Personen mit ihren Alben zu einem Gespräch ins Museum, einige sogar mehrmals. Geführt wurden die Interviews von Herbert Justnik und Anne Wanner als Kurator und Kuratorin der Fotosammlung, mit Unterstützung von Thassilo Hazod und Galina Sidorenko, die damals ein Volontariat im Museum absolvierten.

1 Marianne Hirsch: Family Frames: Photography, Narrative and Postmemory, Cambridge 1997; Marianne Hirsch: The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture after the Holocaust, New York 2012. Siehe auch Dori Laub: Erinnerungsprozesse bei Überlebenden und Tätern. In: Brigitta Huhnke und Björn Krondorfer (Hg.): Das Vermächtnis annehmen. Kulturelle und biographische Zugänge zum Holocaust – Beiträge aus den USA und Deutschland. Gießen 2002, S.251–274. Zuletzt fragte der Wiener Künstler Friedemann Derschmidt, wie viel seiner teils tief im Nationalsozialismus verstrickten Familie in ihm selbst weiterlebt: Friedemann Derschmidt: Sag du es deinem Kinde. Nationalsozialismus in der eigenen Familie. Wien 2015.

2 Näheres dazu auf der Ausstellungshomepage: www.fremde-im-visier.de, bzw. im Begleitbuch zur Ausstellung: Petra Bopp und Sandra Starke(Bearb.): Fremde im Visier: Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg. Bielefeld 2009.

Die Familienangehörigen der Wehrmachtssoldaten, mit denen wir sprachen, standen zu ihren Vorfahren in sehr unterschiedlicher Beziehung: von in den 1940er Jahren Geborenen, die also selbst noch zu den „Kriegskindern“ [3] zählen und die ihre Väter oder Onkel noch sehr lange erlebt haben, bis zu Jahrgängen der 1980er, die ihre Großväter nur als Kind gekannt hatten und die entsprechend andere (und zuweilen sehr brisante) Fragen zu deren nationalsozialistischer Vergangenheit heute an das Bildmaterial stellen. Wir sprachen mit Personen, die sich intensiv der Familiengeschichte während des Zweiten Weltkriegs widmen, mit solchen, für die dieses Thema weitgehend abgeschlossen ist, die aber dennoch ihre Alben ins Museum brachten, für die Ausstellung zur Verfügung stellten und danach wieder mit nach Hause nahmen. Schließlich führten wir auch Gespräche mit Personen, die ihre Alben ganz einfach los werden, aber nicht wegwerfen wollten und sie also gerne der Fotosammlung des Volkskundemuseums übergeben und der Forschung und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen wollten.

Das Gesprächskonzept

Am Beginn des Projektes stand das einfache Angebot an die Nachkommen von Weltkriegsteilnehmern, mit uns ein offenes Gespräch über ihre privaten Fotoalben zu führen – inspiriert von dem bereits an anderen Stationen der Ausstellung *Fremde im Visier – Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg*[4] durchgeführten Begleitformat *Ihr Album unter der Lupe*, in dessen Rahmen Besucherinnen und Besucher ebenfalls aufgerufen worden waren, den photographischen Nachlass ihrer Vorfahren an den jeweiligen Ausstellungsort mitzubringen und mit Museumsmitarbeiter*innen darüber zu sprechen.[5]

3 Vgl. hierzu u. a. Ludwig Janus (Hg.): *Geboren im Krieg. Kindheitserfahrungen im 2. Weltkrieg und ihre Auswirkungen.* Gießen 2006;Sabine Bode: Die vergessene Generation – *Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen.* München 2015.

4 Die einzelnen Ausstellungsstationen sowie eine ausführliche Ausstellungsdokumentation sind unter www.fremde-im-visier.de abrufbar.

5 Im Historischen Museum Frankfurt, wo *Fremde im Visier* 2010 zu sehen war, wurden die so ans Haus gekommenen Alben außerdem in einer Finissage-Ausstellung mit Biographiefragmenten der Zeitzeug*innen oder heutigen Albenbesitzer*innen präsentiert.

Abb1 © Kramar / Kollektiv Fischka

In die inhaltliche Problematik der mitgebrachten Objekte führte bereits das Auspacken und gemeinsame Betrachten der Fotos, begleitet von ersten auf die Materialien bezogenen Fragen – Fragen, bei denen wir, wie im gesamten Gesprächsverlauf, keinem vorgefertigten Fragenkatalog folgten, sondern uns von der jeweiligen Gesprächssituation und den Erzählungen und Reaktionen der Befragten leiten ließen. Stockten die Gespräche, half meist die konkrete Hin- oder Rückführung zum Material. Wie ja überhaupt das Sprechen über die Objekte grundlegend war: Die Menschen, die mit ihren Alben zu uns kamen, sollten die Möglichkeit haben, in einer offenen, bewusst informell gestalteten Gesprächssituation ihren persönlichen Zugang zu den Fotos darzulegen und mit uns gemeinsam Fragen aufzuwerfen und sich diesen zu stellen.

Das Konzept ging auf: Alle nahmen die Einladung an, ihre Alben mit dem Fotosammlungsteam zu reflektieren und schließlich sehr offen ihre Einschätzung der Rolle, die ihre Väter, Onkel, Großväter und Großmütter im Krieg gespielt hatten, zu artikulieren. Auch waren alle Gesprächspartner*innen bereit, ihre Geschichten und Materialien für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen.

„Mein Vater hat mir und meinem Bruder sein Kriegsalbum gezeigt, als wir noch Kinder waren. Irgendwann kam ein Foto, das einen verbrannten Panzerfahrer zeigt – da habe ich dann immer weggeschaut“, erzählte eine Gesprächspartnerin, die mit dem Fotoalbum ihres Vaters, der als Kraftradmelder für die SS tätig war, ins Museum kam. Manchmal waren es aber nicht schockierende Kriegsfotos, sondern auf den ersten Blick unauffällig-harmlose Schnappschüsse, mit denen die Nachkommen schwer zurechtkamen – etwa das Foto eines jungen Mannes in Uniform mit Hakenkreuzbinde: „Es sind solche Fotos, die mich denken lassen“, meinte eine Frau angesichts dieses Bildes von ihrem Vater aus den frühen 1930er Jahren: Sie fragte sich vor allem, wie dieser vor Kriegsbeginn zum Nationalsozialismus gestand hatte. War er ein begeisterter Unterstützer des neuen Systems? – Fragen kann sie das den schon lange Verstorbenen nicht mehr – es bleiben nur mehr solche Bilder, von denen sie sich freilich keine endgültigen Antworten erhoffen kann.

Die Ausstellungsmethodik

Während der Gespräche nahmen schließlich auch Ideen Gestalt an, wie die verschiedenen Geschichten in einer Ausstellung präsentiert werden

könnten. Bald waren es nicht mehr die dargestellten Soldaten selbst, die in den Mittelpunkt der Überlegungen rückten, sondern deren Söhne, Töchter oder Enkelkinder, die mit ihrer (oft unbewusst traumatisierenden) „Nach-Erinnerung" konfrontiert waren. So entschieden wir uns, in der Ausstellung zwar die hinterlassenen Materialien zu zeigen, diese aber nicht mit historischen Erläuterungen, sondern mit den unmittelbaren Erzählungen der Nachkommen zu kommentieren. Diese schilderten in den Interviewausschnitten, die in der Ausstellung zu hören waren, wie und wo sie die Alben daheim entdeckt hatten, ob und welchen Dialog sie zu diesem Zeitpunkt darüber mit ihren Familienangehörigen führen konnten oder welche weiteren Recherchen sie zu den oft unkommentierten Alben unternommen hatten. Sie berichteten aber auch darüber, welche Fragen sie heute haben, was offen bleibt und wie sie die Kriegsteilnahme ihrer Väter oder Großväter heute einschätzen.

In dem Projekt hatte eine Bewertung der Zugänge und Umgangsweisen der Nachkommen keinen Platz: Mit der Ausstellung *„Ihr Album unter der Lupe"* sollte wertfrei die Bandbreite an Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie Nach-Erinnerungen der persönlichen Familiengeschichte während des Nationalsozialismus stattfinden (können). Dabei sollte und konnte es sich jeweils nur um einen ganz individuellen Umgang mit diesen Erinnerungen handeln – um zu generellen Schlüssen zu kommen, dafür reichte die Zahl an Interviewten nicht aus. Allerdings tauchte doch immer wieder bereits Bekanntes auf, das weitere Überlegungen in Richtung verallgemeinerbarer Erfahrungshorizonte fruchtbar erscheinen lässt. In der Möglichkeit ihrer exemplarischen Lesbarkeit gehen die jeweils individuellen Herangehensweisen doch zuweilen über die Subjektivität der Einzelbeispiele hinaus.

Die Dramaturgie der Ausstellung sollte jedenfalls unterschiedliche Positionen aufzeigen – und damit auch, dass die je eigenen Wege, sich diesem Vermächtnis zu stellen, eine jeweils gangbare Möglichkeit sind. Für viele Menschen stellt ja die familieninterne Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eine Hürde dar, die nicht leicht zu überwinden ist. Vielleicht und bestenfalls können die gezeigten Beispiele eine Auseinandersetzung mit den eigenen Erinnerungen trotz aller Schwierigkeiten anstoßen – ohne Blick auf wissenschaftliche Deutungshoheiten in Bezug auf historische Materialien. Das war auch letztlich die Hauptmotivation für die Gespräche und die Ausstellung: die Hoffnung, dass sie zu einem vertieften Verständnis und zu individueller Auseinandersetzung mit einer schwierigen und oft belastenden Vergangenheit führen. So standen auch

die jeweiligen Aussagen der Nachkommenschaft in der Ausstellung für sich und wurden nicht von einer höheren wissenschaftlich-kuratorischen Instanz erläutert oder gar berichtigt. Durch die Vielstimmigkeit der optischen und akustischen Exponate wird deutlich, wie sehr Erinnerungsprozesse sich voneinander unterscheiden und entsprechend differenziert betrachtet werden müssen.

Was die Nachkommen der Wehrmachtsoldaten für dieses Projekt zur Verfügung gestellt haben, ist ein Prozess der Auseinandersetzung, der nach der Erinnerung kommt. Der Umgang mit dieser Erinnerung stellte sich uns und unseren Gesprächspartner*innen immer als ein vielschichtiger und fragmentierter, mehr von Unbekanntem und von Fragen als von konkret Gewusstem geprägter Prozess dar.

Die Austellungsgestaltung

„Ihr Album unter der Lupe“ wurde als Ergänzung gegen Ende der Laufzeit der Ausstellung *Fremde im Visier* eröffnet. In einem eigenen Raum fanden sich in vier großen Vitrinen die jeweiligen historischen Materialien der Vorfahren der einzelnen Interviewten. Zu jeder dieser einzelnen Positionen konnten die Interviewausschnitte über Kopfhörer abgespielt werden, während man die Fotoalben, Feldpostbriefe, Tagebücher und andere Zeugnisse der Erinnerung vor Augen hatte. Umgeben war die Ausstellung von einem semitransparenten Vorhang, der sie innerhalb des Ausstellungsraumes zu einem eigenen Bereich machte und sich auch symbolisch vor die Materialien schob – Sinnbild zugleich all dessen, was einem differenzierten Erinnern in diesem Zusammenhang entgegensteht, und dass man – wie das auch die Besucher*innen ganz konkret tun mussten – dieses Trennende zur Seite schieben muss, um Zugang zu dem Dahinterliegenden zu erhalten.

Situiert war die Zusatzausstellung im letzten Saal von *Fremde im Visier*, der als Ergänzung der Hauptausstellung konzipiert war und in dem deren Thematik – Fotoalben als Erinnerungsmedium – aus verschiedenen Perspektiven ergänzt wurde. Hier gab es faksimilierte Fotoalben, die die Haptik des Umgangs mit solchen Objekten nachvollziehbar machen und verdeutlichen sollten, dass es sich bei diesen weniger um Schauobjekte als vielmehr um eine mediale Praxis handelt – was auch mit einem Video angedeutet wurde, in dem ein historisches Album durchgeblättert wird. Außerdem stellte eine Videoprojektion eine Serie von

Abb 2+3 © Herbert Justnik/Volkskundemuseum Wien

Farbdiapositiven vor – ein Hinweis auf den einschränkenden Eindruck, den die Dominanz der Schwarz-Weiß-Fotografie erzeugt. Eine Vitrine widmete sich den Vorläufern der Fotoalben der Wehrmachtssoldaten: Kriegsalben aus dem Ersten Weltkrieg und Reisefotoalben aus der Zwischenkriegszeit. Hatte also die Hauptausstellung *Fremde im Visier* sich vor allem aus wissenschaftlicher Expertise den Fotoalben in ihrer historischen Situation gewidmet, so wurde sie mit dem *Album unter der Lupe* um die Erinnerungsperspektive der heute lebenden Nachfahren erweitert.

Zur Begrifflichkeit der Nach-Erinnerung

Viele Menschen berichteten, dass ihre (Groß)Väter und (Groß)Mütter nur in anekdotenhafter Form von ihren Kriegserlebnissen erzählt haben. Häufig drehten sich die Kriegsgeschichten um scheinbar Nebensächliches oder Alltägliches. Das Verschweigen traumatisierender Taten und Erlebnisse ist jedoch nicht immer bewusst gewählt: Die Betroffenen sind oftmals nicht in der Lage, über die Kernerfahrung des Erlebten zu sprechen. Spätere Beschreibungen der Ereignisse drehen sich stattdessen häufig um scheinbar kaum damit Zusammenhängendes oder darum, was zuvor oder danach geschah. Diese Randbereiche der Erinnerungen, diese sogenannten Deckerinnerungen, überlagern das nicht unterbewusst zugängliche Trauma.[6] Hinzu kommt, dass die Beziehung der Familienangehörigen untereinander eine erhebliche Rolle für die Auseinandersetzung spielt.

Erinnerungen sind immer etwas Vermitteltes, sie sind an bestimmte mediale Formen gebunden. Sie treten uns unter anderem als Bewusstseinsinhalt gegenüber, wenn wir sie alleine für uns im Gedächtnis abrufen, oder in Form von Sprache bei einer persönlichen Erzählung oder in diversen Varianten der audiovisuellen Speicherungsmöglichkeit. Wenn für diese Ausstellung der Begriff der „Nach-Erinnerung“ herangezogen wurde, so deshalb, weil der Fokus nicht auf eine möglichst adäquate Rekonstruktion des historischen Geschehens gelegt werden sollte, sondern darauf, wie Nachkommen mit den Erinnerungen ihrer Väter oder Großväter oder anderer Verwandter umgehen. Die Fotoalben der Kriegsteilnehmer und die meisten ihrer Dokumente könnte man

6 Zu Begriff und Konzept von Trauma und Deckerinnerung Werner Bohleber: Was Psychoanalyse heute leistet. Identität und Intersubjektivität, Trauma und Therapie, Gewalt und Gesellschaft. Stuttgart 2012.

einer primären Zeitschicht zuordnen, die im direkten Verhältnis zum historischen Geschehen stehen. Etwas anders verhält es sich mit den Erzählungen, die sie ihren Familienangehörigen präsentiert haben: Es sind Erinnerungsformen, die schon mit größerer zeitlicher Distanz zum Geschehen produziert wurden. Und in den Gesprächen und auch in der Ausstellung werden diese Gespräche noch ein weiteres Mal durch die uns präsentierten Erzählungen der Nachkommen vermittelt. Vermittelt und – auch wenn uns das vor allem bei Fotografien besonders schwer zu fallen scheint – gesteuert, sind jedoch alle Formen der Erinnerung. Sie sind vielfach geschichtete Überformungen vergangenen Geschehens.

Die Nachwirkungen der Ausstellung

In den konkreten Begegnungen kamen die Wirkungen der Gedächtnisprozesse, die sich in den Gesprächen über die mitgebrachten Objekte entwickelten, immer wieder zur Entfaltung. So hat etwa, angeregt durch das Gespräch im Museum, die oben erwähnte Erbin des Fotos, das den jungen Mann mit Hakenkreuzbinde zeigt, selbstständig weiter recherchiert. Dabei hat sie Erkenntnisse gewonnen, die ein neues Licht auf die Kriegsteilnahme ihres Vaters werfen könnten, von der sie vorher nur wenig wusste. Das gemeinsame Sprechen über das Foto hat ihr die Scheu genommen, sich mit dem schwierigen Thema Nationalsozialismus in der eigenen Familie zu befassen.

Auch im Feedback von Ausstellungsbesucher*innen schien sich diese Prozessualität des Erinnerns fortzusetzen. Nicht nur für unsere Interviewpartner*innen, sondern auch für diejenigen, die ihnen nun zuhören konnten, fungierte die Auseinandersetzung mit den Dingen der Erinnerung als Zündfunke. Wir bekamen oft die Rückmeldung, dass gerade das so Persönliche der Schilderungen in den Interviewausschnitten unmittelbar berührend wirkte und zum tatsächlichen Nach-Erinnern anregte. Aber uns begegneten auch Reaktionen, die von Formen der Auslassung bis hin zu Verdrängung oder Abwehr eines differenzierteren Hinsehens reichten.

Schon bei der ersten, in den Jahren 1995 bis 1999 gezeigten Wehrmachtsausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* machte Petra Bopp – die Kuratorin von *Fremde im Visier* und ehemals Koordinatorin der Wehrmachtsausstellung – die Erfahrung, dass viele Menschen unaufgefordert mit historischen Materialien zu der Aus-

stellung kamen. Daraus entstand das Format *Ihr Album unter der Lupe*. Der Aufruf und die Gespräche, die dann zur Ergänzungsausstellung in Wien führten, ergaben einen vergleichbaren Befund. Das Vorhandensein dieser Zeugnisse ist kein marginales Phänomen, es gibt noch sehr viele dieser Materialien – und das Bedürfnis, mit ihnen umzugehen.

Es wäre wünschenswert, wenn diese Art der Auseinandersetzung fortgeführt werden könnte. Einerseits scheint die Thematik der Nach-Erinnerung eine Forschungsfrage, die einer breiteren wissenschaftlichen Untersuchung wert wäre. Andererseits hat das Format gezeigt, dass diese Art der Gesprächsführung und der Präsentation der Materialien dem bildungspolitischen Auftrag von Museen entspricht. In Österreich gibt es noch keine Institution, die systematisch und aktiv private Fotomaterialien zum Nationalsozialismus sammelt. Eine in diese Richtung gehende Sammlungspolitik ist ein Desiderat; mit ihr würde auch für die öffentliche Verhandlung einer kleinteiligeren Geschichte des Nationalsozialismus Quellenmaterial zur Verfügung stehen – auch um bestimmte visuelle Narrative verschieben oder diversifizieren zu können und damit das gesellschaftliche und auch das wissenschaftliche Bildrepertoire um private Materialien und Erzählungen zu erweitern.